



# Blätter für den

# Familientisch

## Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

Verantwortl. Redakteur: Anton Stehla.  
Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“,  
G. m. b. H., beide in Düsseldorf.

Nachdruck verboten.

### Einundzwanzigster Sonntag nach Pfingsten.

Evangelium nach dem hl. Matthäus 18, 23—35. „In jener Zeit sprach Jesus zu seinen Jüngern dieses Gleichnis: Das Himmelreich ist einem Könige gleich, der mit seinen Knechten Rechenschaft halten wollte. Als er zu rechnen anfing, brachte man ihm einen, der ihm zehntausend Talente schuldig war. Da er aber nichts hatte, wovon er bezahlen konnte, befahl sein Herr, ihn und sein Weib und seine Kinder und alles was er hatte, zu verkaufen und zu bezahlen. Da fiel der Knecht vor ihm nieder, bat ihn und sprach: Habe Geduld mit mir, ich will dir alles bezahlen. Und es erbarmte sich der Herr über diesen Knecht, ließ ihn los, und schenkte ihm die Schuld. Als aber dieser Knecht hinausgegangen war, fand er einen seiner Mitsknechte, der ihm hundert Denare schuldig war: und er packte ihn, würgte ihn und sprach: Bezahle, was du schuldig bist! Da fiel ihm sein Mitsknecht zu Füßen, bat ihn und sprach: Habe Geduld mit mir, ich will dir alles bezahlen. Er aber wollte nicht, sondern ging hin und ließ ihn ins Gefängnis werfen, bis er die Schuld bezahlt hätte. Da nun seine Mitsknechte sahen, was geschehen war, wurden sie sehr betrübt: und sie gingen hin, und erzählten ihrem Herrn alles, was sich zugetragen hatte. Da rief ihn sein Herr zu sich und sprach zu ihm: Du böser Knecht! die ganze Schuld habe ich dir nachgelassen, weil du mich gebeten hast: solltest denn nicht auch du deines Mitsknechtes dich erbarmen, wie auch ich mich deiner erbarmte? Und setzt Herr ward zornig und übergab ihn den Peinigern, bis er die ganze Schuld bezahlt haben würde. So wird auch mein himmlischer Vater mit euch verfahren, wenn ihr nicht, ein jeder seinem Bruder von Herzen verzeiht.“

### Papsttum und Kirche.

13.

Ein strenges Urteil ergeht in dem obigen Gleichnisse über jenen hartherzigen Knecht; aber jeder aus uns, lieber Leser, findet es durchaus gerecht und in Ansehung des Schuldigen wohlverdient. „Niemand — sagt Bourdaloue, Frankreichs größter Kanzelredner, — niemals war ein Vorwurf überzeugender, niemals eine Strafe gerechter. So wenig Einsicht und natürliches Rechtsgesühl Jemand auch haben möge: Keiner ist, der nicht die ganze Stärke des Vorwurfs fühle, der nicht die Strafe in ihrer ganzen Strenge billige. Denn was konnte jener Knecht erwidern, der unbarbarisch und hart in jenem Augenblicke eine Schuld von hundert Denaren \*) bezahlt haben wollte, da ihm sein Herr, von Mitleid mit ihm und seiner Not gerührt, so eben die ungeheure Summe von zehntausend Talenten geschenkt hatte? Wenn der Herr also, empört von einem solchen Betragen, die Strafe nicht mehr verschiebt, wenn er den Unglückseligen behandelt, wie dieser seinen Schuldner behandelt hatte, wenn er ihn einkerkernt in dunkle Haft — so ist das ein Urteil, dessen Billigkeit und Grund gleich überzeugend sind. Sehet, meine Zuhörer, das Vorbild, an dem wir, solange wir dabei verweilen mögen, nichts finden, was uns überraschen könnte, was nicht ganz entsprechend wäre dem Gesetze einer untadeligen Gerechtigkeit. — Aber (fährt er fort) lassen wir das Bild und erwägen wir die Anwendung, die Jesus Christus davon macht, und hier

werden wir ohne Zweifel stammeln; denn der Sohn Gottes spricht: „Also wird auch Mein himmlischer Vater euch tun, wenn ihr nicht ein Jeder seinem Bruder von Herzen verzeiht.“ — Welche Drohung! Und gegen wen spricht der Heiland der Welt sie aus? Gegen euch, o Christen, und gegen mich, wenn wir am Nächsten nicht dieselbe Milde üben, welche dieser barmherzige Gott so oft gegen uns geübt hat und noch täglich übt; wenn wir bei Beleidigungen, die uns widerfahren, den Eingebungen der Empfindlichkeit und Rachsucht folgen; wenn wir nicht großmütig vergeben und verzeihen wollen. — Ich gestehe: Beleidigungen vergeben, ist schwer. Alles am Menschen sträubt sich dawider; das ist's, was die christliche Religion in ihrer ganzen Erhabenheit, Größe und Vollkommenheit zeigt. Aufrichtig und von Herzen vergeben, ist eine der größten Wirkungen der Religion. Gott hat aber nicht nur das Recht, es zu fordern, sondern Er fordert's in der Tat: als Gebieter durch das Gesetz, das Er uns gegeben; als Vater durch die Güter, mit denen Er uns überhäuft; als Vorbild durch die Beispiele, die Er uns gibt; endlich als Richter durch die Verzeihung, die Er uns verheißt.“

So jener berühmte Kanzelredner, dem ich in seiner herrlichen Ausführung noch weiter folgen möchte, wenn nicht die Fortsetzung unseres abgebrochenen Themas wieder aufzunehmen wäre.

Wir sprachen zuletzt von den Leiden des Papsttums, wie jene Verheißung des Herrn durch alle Jahrhunderte sich an den Nachfolgern dessen erfüllt habe, an den das Wort gerichtet ward: „Simon, Simon, der Satan

\*) etwa 70 Mark.

### Kirchenkalender.

**Sonntag, 25. Oktober.** Einundzwanzigster Sonntag nach Pfingsten. Krispinus, Martyrer † 287. Evangelium Matthäus 18, 23—35. Epistel: Epheser 6, 10—17. • Ursulinen-Klosterkirche: Morgens 8 Uhr feierliches Hochamt, 11 Uhr Vortrag für den Marienverein, Nachmittags 6 Uhr Festpredigt zu Ehren der hl. Ursula und Festandacht. • St. Anna-Stift: Nachmittags 6 Uhr Vortrag und Andacht für die marianische Dienstmädchen-Kongregation. • Pfarrkirche zu Bolmerswerth: Morgens 7,7 Uhr erste hl. Messe und Kommunion der Firmlinge, 8 Uhr zweite hl. Messe. Nachmittags 3 Uhr Kanonische Visitation des Herrn Kardinal-Erzbischofes Dr. Antonius Fischer. • Maria Himmelfahrts-Pfarrkirche: hl. Kommunion und Versammlung der Jünglings-Kongregation. An allen Wochentagen im Oktober, Abends 7,8 Uhr Rosenkranz-Andacht. • Maria Empfängnis-Pfarrkirche: Jeden Abend 7 Uhr Rosenkranz-Andacht.  
**Montag, 26. Oktober.** Chrysantus und Daria, Martyrer † 257.  
**Dienstag, 27. Oktober.** Sabina, Jungfrau und Martyrin.  
**Mittwoch, 28. Oktober.** Simon und Juda, Apostel.  
**Donnerstag, 29. Oktober.** Nazarius, Martyrer † 307. • Maria Empfängnis-Pfarrkirche: Morgens 8 Uhr Segens-Hochamt.  
**Freitag, 30. Oktober.** Rothburga, Jungfrau † 1313.  
**Sonntag, 31. Oktober.** Wolfgang, Bischof † 994. Gebotener Fasttag.



hat verlangt, euch sieben zu dürfen, wie man den Weizen siebt." (Luk. 22.) Trotzdem, lieber Leser, wird der Papst mit einem Namen angeredet, der gar merkwürdig oder (besser gesagt) geheimnisvoll klingt in Ansehung der unzähligen Leiden, welche die Geschichte des Papsttums aufweist bis auf unsere Tage. Man nennt den Papst: „Glücklichster Vater“ (Beatissimo Pater)! Was mag es bedeuten?

Manche glauben, wir gäben dem Papste diesen Titel nach dem Vorgange Jesu Christi, der bekanntlich zu Petrus, dem ersten Papste, sprach: „Glücklich bist du, Simon, Sohn des Jonas!“ (Matth. 16.) — Andere wieder sind der Ansicht, man nenne den Papst glücklich wegen seiner erhabenen Würde, durch die er Gott so nahe steht.

Ein geistvoller Bischof unserer Tage aber äußert, daß keine dieser beiden Erklärungen ihn befriedige. Er meint geradezu, wir nennen den Nachfolger Petri glücklich, nicht trotz seiner Leiden, sondern vielmehr wegen seiner Leiden; und der Kirchenfürst begründet diese seine Ansicht in folgender Weise: Wir nennen (sagt er) den Papst glücklich mit Rücksicht auf die Worte des göttlichen Erlehrs: „Selig sind die Trauernden“ (Matth. 5). — Wir nennen ihn glücklich mit Rücksicht auf die Worte des Herrn: „Selig sind, die Verfolgung leiden um der Gerechtigkeit willen“ (ebd. 10). — Wir nennen ihn glücklich wegen jener anderen Worte Jesu, welche die eben angeführten so herrlich ergänzen: „Selig seid ihr, wenn euch die Menschen schmähen und verfolgen und alles Böse wider euch reden um Meinwillen. Freuet euch und frohlocket, denn euer Lohn wird groß sein im Himmel!“ (ebd. 11 und 12). — Wir nennen endlich ihn glücklich wegen der Worte des hl. Petrus in dessen erstem Sendschreiben: „Freuet euch, daß ihr mit Christus leidet!“ (1. Petr. 4, 13).

Manche freilich wollen in den Leiden des Papsttums nur die Folgen der politischen Ereignisse sehen, in die es hineingezogen wurde. Allein da blickte der große Florentiner Dante doch sehr viel tiefer: „Ich sehe (schreibt er) Christus in der Person Seines Stellvertreters gefangen; ein anderes Mal sehe ich Ihn verhöhnt, mit Essig und Galle getränkt, zwischen zwei Verbrechern den Seil aufgeben. Ich sehe einen neuen Pilatus, der so grausam ist, daß ihm selbst dieses nicht genügt.“ \*) — Das sind, lieber Leser, die Leiden des Papsttums; sie bilden die Fortsetzung der Leiden Dessen, der es eingesetzt hat. Und insofern dürfen wir den Papst glücklich nennen: nicht trotz seiner Leiden, sondern wegen seiner Leiden, Demütigungen, Verfolgungen, die niemals aufhören werden.

Der große Botschafter Paulus lehrt uns aber in einem seiner Sendschreiben, der göttliche Stifter der Kirche habe sie so geschaffen, daß sie zu ersehen im Stande sei, was an dem Leiden Christi mangelt (Col. 1, 24), indem sie Seinen gottmenschlichen Leiden jene rein menschlichen Leiden hinzusetzt, welche die Sühne vervollständigen sollen. Deshalb hat Er die Kirche aus Kreuz geheset mit Sich und neben Sich. So hat also auch die Kirche ihr Golgatha: das menschliche Leiden bildet gleichsam ein erhabenes Echo des göttlichen Leidens. Wer wollte sich wundern, lieber Leser, daß gerade der Papst an diesem Golgatha einen königlichen Anteil hat? Er ist gleichsam das mit Dornen gekrönte Haupt. In jedem Jahrhundert hat er den Leidenskelch bis zur Hefe leeren müssen. Wägen die Weltmenschen sich wundern über die Art und Weise, wie Gott Seinen Stellvertreter behandeln läßt — der gläubige Katholik wundert sich nicht hierüber, sondern bewundert vielmehr das Geheimnis des Kreuzes, das sich in der Kirche Jesu fortsetzt bis zum Ende der Tage. S.

### Ein Spaziergang durch drei Kaiserreiche. Von Albert Gerling.

In gewissen Zeitläufen geht immer wieder einmal die Nachricht durch die Blätter, daß an der deutsch-russischen Grenze Jemand durch einen russischen Grenzsoldaten erschossen sei. Die meisten derartigen Meldungen kommen von dem Teil der langen Grenze, der auf das preussische Oberschlesien entfällt, an dem tatsächlich auch infolge des dort besonders in Blüte stehenden Schmugglertums die meisten Bedingungen für solche Vorkommnisse gegeben sind. Das letzte Stück dieser Grenze bildet die schwarze Przemsja, ein schmutziges Flüsschen, das sich unweit der am weitesten nach Osten vorgeschobenen ober-schlesischen Stadt Myslowitz mit der weißen Przemsja vereinigt, einem etwas freundlicher aussehenden Gewässer, das wiederum die Grenzscheide zwischen Rußland und Oesterreich-Ungarn bildet. An dem Vereinigungspunkte beider Flüsschen treffen also die drei europäischen Kaiserreiche, das Deutsche Reich, Oesterreich-Ungarn und Rußland zusammen — jedenfalls also ein ganz bedeutames Fleckchen Erde.

Sobald wir in Myslowitz den Bahnhof, den letzten an der preussischen Grenze, verlassen, lenken wir unsere Schritte zunächst nach rechts und befinden uns wenige hundert Schritte später in einer hübschen breiten Allee, deren Schattengang sich dem Eisenbahndamm entlang zieht, auf dem eben der Zug nach Galizien weiterrollt, der uns hierherbrachte. Links dehnen sich sumpfige Wiesen aus, durch die träge die schwarze Przemsja dahinschleicht. Da drüben ist Rußland: ein paar Kosaken tummeln ihre finlen Rosse, ein anderer starrt melancholisch hinab in die trüben schlammigen Fluten. Man ist in Rußland scharf darauf bedacht, sich gegen alles aus dem Westen kommenden abzukließen, daran gemahnen uns sofort die Maßnahmen zur Bewachung der Grenze, die nur an wenigen Punkten und unter schweren Passplacereien überschritten werden darf. Bei uns auf deutscher Seite und bald nachher auch drüben in Oesterreich-Ungarn nehmen wir nichts dergleichen wahr: im Gegenteil, preussische Soldaten, die ihren Urlaub in Myslowitz verbringen, trifft man häufig genug jenseits der Grenze an, wo sie es sich ganz wohl sein lassen.

Weiter im Osten erblicken wir, kaum eine halbe Stunde von uns entfernt, das russische Städtchen Modrzejow, aus dessen kleinen Häusern sich eine mächtige Kirche aus roten Backsteinen erhebt, die gewissermaßen die ganze dortige Gegend beherrscht. Nachdem wir die Allee verlassen, stehen wir vor einer Gartenwirtschaft mit dem stolzen Namen „Zum Fürstenschloß an der Dreikaiserreichede“. Es handelt sich tatsächlich um ein ehemaliges fürstliches Schloß, an das sich indes sehr traurige Erinnerungen knüpfen. Das Schloß gehörte einst dem polnischen Fürsten Razimilian Sulkowski, dessen Name als der eines Muttermörders vor mehr als einem halben Jahrhundert im Munde aller Welt war.

Heute mahnt im „Fürstenschloß“, das inzwischen bedeutende Veränderungen erfahren hat, nichts mehr an traurige Vorgänge aus früherer Zeit; im schattigen Garten herrscht vielmehr häufig, zumal Sonntags, ein reges und fröhliches Treiben. Hier steht auch der Ansichtskartensport in besonderer Blüte, zumal von hier aus Karten versendet werden, die mit den Marken und Poststempeln der drei Kaiserreiche versehen sind und daher ein bei Sammlern sehr beliebtes Objekt bilden. Die Stempel der beiden Auslandsmarken sind freilich immer älteren Datums, sie sind aber ordnungsmäßig von den beiden Postämtern Granizza (russisch) und Sezafowa (österreichisch) aufgedruckt. Auf welchem Wege diese Abstempelung der noch nicht adressierten und beschriebenen Karten erfolgt, entzieht sich unserer Kenntnis. Durch die noch nicht abgestempelte deutsche Pfennigmarke oder,

falls man die Karte nach dem Auslande senden will, Pfennigmarke wird die Karte erst kursfähig.

Nachdem wir das „Fürstenschloß“ verlassen auch das nahe Dorf Slupna passiert haben und ein paar hundert Schritte weiter am Ufer der schwarzen Przemsja gewandert sind, stehen wir plötzlich unmittelbar dem Einfluß der weißen Przemsja gegenüber; wir sind an der „Ecke“ angelangt. Auf die politische und geographische Bedeutung des Orts weist keinerlei Denkzeichen hin, man müßte denn den preussischen Grenzstein mit dem Wappenstein als solches ansehen. Auf österreichischer Seite erblicken wir den üblichen schwarzgelben Grenzpfahl mit der Tafel, in Rußland nichts, was dem entspricht. Auf der russischen Halbinsel, die durch die beiden Flüsse gebildet wird, befindet sich eine Ausladestelle für Steinkohlen, auf dem Fluße selbst liegen einige breite Flachboote, Galeeren, dazu bestimmt, die Kohlen aufzunehmen und przemsjaabwärts der nahen jungen Weichsel zuzuführen. Kein Mensch ist in beiden „Ausländern“ zu erblicken, doch versichert man uns, daß in den russischen Ufergebüsch allenthalben Wachtposten versteckt liegen. Nur das Glockengeläut der Kirche in Modrzejow mahnt uns daran, daß gerade Sonntag ist.

Die Przemsja zeigt, nachdem sich beide Flüsse vereinigt, ein freundlicheres Ansehen als bisher, doch kann man das Nebeneinanderfließen der schwarzen und braungelben Fluten noch eine ganze Weile verfolgen. Jetzt ist der Fluß zum deutsch-österreichischen Grenzfluß geworden, drüben ist Galizien. kaum hundert Schritte von der „Ecke“ entfernt überspannt den Fluß eine hohe Eisenbahnbrücke, zu der wir emporklettern und die uns den ungehinderten Uebergang nach Oesterreich vermittelt. Im Schatten des Grenz- und Brückenbahnhofs sitzen in traulichem Geplausch Eisenbahn- und Zollbeamte. Grenzplacereien gibts hier nicht; kein Mensch fragt nach etwas „Steuerbarem“. Vom hohen Eisenbahndamm aus erblicken wir tief unten die Flüsse mit ihren mageren Wiesengründen, im Norden die mächtige Kirche von Modrzejow und weiter links das langgezogene Bild von Myslowitz mit seinen hochragenden Türmen und Schornsteinen. Das ganze macht einen beinahe melancholischen Eindruck in seiner Aussprachlichkeit: das überträgt sich fast unwillkürlich auch auf unsere Stimmung. Aber es verfliegt, nachdem wir, der Weisung der Beamten folgend, am Eisenbahndamm wieder heruntergestiegen sind und dann, kaum zehn Minuten später, in einer kleinen Wirtschaft des galizischen Dörfchens Jenkor Platz genommen haben. Bald hat uns der jüdische Wirt, — ein junger Mann im landesüblichen Kasan — eine Flasche feurigen Ungar und einen kleinen Imbiß gebracht. In dem kleinen Hofgärtchen mit seinem Halbdutzend Tischen sitzen noch ein paar andere Besucher, die dem Ansichtskartensport huldigen.

Um von Myslowitz aus hinüber nach Rußland zu gelangen, bedarf der deutsche Besucher eines Passes; meist läßt er sich zu dem Zwecke bei einer ober-schlesischen Polizeibehörde einen Grenzpaß, sog. Halbpas, der zehn Pfennige kostet, 28 Tage gilt und zur Reise nach Rußland bis 3 Meilen von der Grenze berechtigt. Eine lange breite Holzbrücke, die täglich von mehreren tausend Menschen passiert wird, führt hier in „Väterchens“ Reich. Von 12 bis 2 Uhr mittags ist der Verkehr unterbrochen, auch in den Nachtstunden. Wir gelangen, da es noch nicht 2 Uhr geschlagen, nicht gleich hinüber. Der russische Soldat in weißem Rock und blauen Hosen, die weiße Schilbmütze auf dem Kopfe, steht mitten auf der Brücke. Er läßt niemand hindurch, sondern raucht, obgleich es in Myslowitz längst 2 Uhr geschlagen, ruhig seine Zigarette weiter. Die Menschenmenge auf der Brücke wird dabei immer größer, meist sind es armselige polnische Juden in schmutzigen und zerrissenen Kasans, geradezu abscheuliche Weiber und zerlumpte

\*) Dante, „das Fegefeuer“, 20. Gesang.



Kinder, nur wenige andere tragen saubere sonntägige Kleidung. Endlich kommt von russischer Seite das Zeichen zum Durchlassen und nun stürmt alles unaufhaltsam vorüber. Langsam und vorsichtig wir hinterdrein, denn die eben wahrgenommene Unsauberkeit hat uns sichtig gemacht. In der Grenzlammer drüben dauert es eine ganze Weile, ehe wir an die Reihe des Durchlassens kommen, mit der auch die Abgabe des Passes verknüpft ist. Einer Durchsuhung nach zollpflichtigen Sachen unterwirft man uns nicht, die Beamten merken wohl, daß uns mehr die Kengier hierhergeführt — bei den anderen verfährt man dafür teilweise sehr energisch. Beinahe eine halbe Stunde währt es, bis wir die mit dem Einlaßstempel versehenen Pässe wieder bekommen.

Von dem Grenzlammerbezirk haben wir noch eine gute Viertelstunde bis zu der schon wiederholt erwähnten Kirche, einem schönen und stattlichen Bauwerk in einer Art russisch-gothischen Stils. Sonst gibt es hier nichts, was das Auge erfreuen könnte; alles ist echte polnische Schmutzwirtschaft. Eine Viertelstunde später sind wir daher bereits wieder an der Grenzlammer. Diesmal geht's rascher zurück und bald sitzen wir frohgenuht in dem gastlichen Myslowitzer Hotel, froh, deutschen Boden unter den Füßen zu haben und deutsche Worte zu hören. Der Spaziergang durch die drei Kaiserreiche hat einschließend der wiederholten Ruhepausen keine fünf Stunden beansprucht.

### Die Reiter von Schönefeld.

Novellistische Skizze von Emil Baust.

Pulverdampf, Kanonendonner, knatterndes Gewehrfeuer, gellende Trompetensignale und langgezogener Hornruf, Fluchen, Beten, Jammern, Wimmern — man muß all das gehört haben, um es zu verstehen, man muß die brennenden Dörfer, die rauchenden Trümmer blühender Höfe, den verfinsterten Himmel und den grellen Schein der platzenden Bomben und Granaten gesehen haben, um zu begreifen: das ist die Schlacht.

Die weite Ebene von Leipzig, die zum Schlachtfeld ausersuchen zu sein scheint, starrte wieder einmal von Waffen. Es ist Montag, der 18. Oktober 1813 und diesmal sind es die verbündeten Preußen, Oesterreicher und Russen, die sich dem raublustigen Nachbarn von der Seine, Loire und Rhone entgegenstellten. Die Verbündeten sind nur von dem einen Wunsch befeuert, dem Advokaten-Sohne aus Ajaccio, der es gewagt hatte, die Ruhe Europas anderthalb Jahrzehnte lang zu stören, den Garau zu machen.

Ueber dem Haupte des Imperators schwebte ein düsterer Schatten, und sein ohnehin bleiches Antlitz war erdfahl — er ahnte, daß hier seine Macht zu Ende ist und daß seine Stunde geschlagen hatte. Und wie der Feldherr so sehen die Krieger finster drein und schon gährt in ihren Reihen der Geist des Aufbruchs, der Geist, der den Menschen heute ein „Hosiannah“ und morgen ein „kreuzige!“ „kreuzige!“ auf die Lippen legt. Nur die alte Garde, die da sterben wollte, aber sich nicht ergeben, die stand noch treu zu ihrem vergötterten Imperator.

Abwärts aber vom Kampfgewühl standen am Morgen des 18. Oktober andere Truppen — sie sind nicht von welscher Zunge und ihre Herzen schlagen drüben bei den Verbündeten. Deutsche Brüder sind es, die auf Befehl ihrer Fürsten in den Reihen des Erbfeindes ausharren müssen. Sachsen sind es und Württemberger.

„Wir wollen nicht ferner verdammt sein, beim Feinde zu kämpfen, wenn ganz Deutschland sich stolz erhebt!“ so geht es voll Ingrimm durch ihre Reihen. Die Sachsen namentlich haben schwer genug gelitten unter dem Drucke des fremden Bündnisses, achtzehntausend waren ihrer gewesen — bis auf 4000 Mann sind sie zusammengeschmolzen. Ansehen mußten sie, wie die Hauptmacht des Rhein-

bundes, wie Bayern noch vor wenigen Wochen sich an der allgemeinen Erhebung beteiligte und so hatten sie denn an ihren König Friedrich August eine Botschaft geschickt und ihn fragen lassen, was sie in solcher Bedrängnis tun sollten. Der Kurier kam mit der zweideutigen Antwort zurück: „Grade jetzt muß jeder brave Sachse mit erhöhter Anstrengung für das Wohl des Vaterlandes und die Sache des Königs kämpfen.“

Ein lautes Hurrah folgte dieser Antwort. Die Braven hörten das Zweideutige nicht heraus, sie begriffen nur, daß mit dem Vaterlande Deutschland gemeint sei und ein deutscher König nicht anders könne als für Deutschland Wohl kämpfen. Und von den Württembergern sprengte ein Adjutant nach dem Hauptquartier, um zu verlangen, irgend einem Truppenkörper der Verbündeten eingereiht und gegen Napoleon geführt zu werden. Kaum hatten dies die Sachsen, die noch geringer an Zahl waren, gehört, als sie ungestüm in ihren Führer General Normann drangen, ebenfalls gegen die Franzosen kämpfen zu dürfen. Endlich schickte auch er, wenn auch etwas zögernd, seinen Adjutanten ab.

Stunden dauerte es, da kamen die beiden jungen Offiziere zurück. Ingrim in ihren Mienen, die Zähne nagend an der Unterlippe.

„In Reserve gestellt!“ melden sie. Ein Gemurmel des Unwillens geht durch die Reihen, aber die Kommandeure heischen gebieterisch Ruhe und traurig, gefenkten Hauptes reiten die Braven nach den ihnen angewiesenen Stellungen.

Da plötzlich wird das Pferd eines Sachsen schen und rast ventro-a-terro quer über das Schlachtfeld hinüber, wo die Preußen stehen, dicht an den Württembergern vorbei. Deren Pferde werden unruhig, aber die Reiter bemerken sie und nur ein sehr reizbarer Fuchs rast unaufhaltsam dem Fuchse des Sachsen nach. Auf einen Augenblick verschwindet der Ingrim aus den Gesichtern und ein schwaches Lächeln huscht über die gebräunten Züge.

„Dees sollt mi doch wundern, daß der Ellinger sein Gaul nit in Raision bringen kann, ischt doch sacht der beschte Reiter in der Schwadron.“

„I glaub'ich an nit,“ erwidert der Andere, „wer weisich, was er vorh' t.“

„Du — halt“ ruft nun der württembergische Reiter, der sich von den Seinen getrennt hat, dem voranziehenden Sachsen zu, als sie außer Schweite ihrer Truppenteile sind, „Dei Gaul ischt doch au net durchgange — dees kannste einem weiß mache, wo nit reite kann!“

Der Sachse verhält den Schritt seines Braunen ein wenig, so daß der Fuchs an seine Seite gelangte.

„Nu Herjemerich,“ sagte er dann gemächlich, „meenste deun, daß mir das bassen bäte, jezt in der Reserve zu stehen, um nicht einbauen zu dürfen, wenn die anderen ihre Olingen auf die Webbe von den verfluchten Franzosen-gerle spazieren lassen? Nu — nã — das gibts nich! Wenn Du ewe so gesonnen bist, wie ich, denn schwenken m'r dariewe zu den Preiße, gann die Gerle sonst nich austehen, aber diesmal müssen mer uns an se raunhalten — und wenn m'r dode breische Gvalleristen finden, den ziehn m'r denen ihre Kette an, un reiden mit in de Reihen.“

Der Württemberger stimmte freudig zu und nun sausten sie an Schönefeld vorbei und machten an einem mit Leichen besäten Hügel ihr Vorhaben wahr. Bald nachdem sprengten zwei preußische Dragoner über das Schlachtfeld und hielten gerade auf eine Talsenkung zu, wo preußische Dragoner mit französischen Kürassieren im harten Kampfe lagen. Eine dicke Staubwolke hüllte die Kämpfenden ein — Geheul, Fluchen, das Schnaufen der Rosse, die schrillen, ehernen Klänge der Trompeten, das Klirren der Säbel, ganz in der Nähe der scharfe Knall von Pistolenschüssen, nicht allzuweit Pelotonfeuer wie knisternde Flammen im dürrem Unterholz und von weither das

Dröhnen der Geschütze. Nach kurzem Kampfe bricht jubelndes „Hurrah“ aus den Reihen der Preußen, die schweren Panzerreiter lösen sich in wilde Flucht auf, verfolgt von den leichten, kazenartigflinken Dragonern.

Und noch oft heften die Dragoner den Sieg an ihre Fahnen. Nicht weniger als sechs Attacken reiten sie und die Sonne neigt sich in ihrer Bahn stark gen Westen, da bläst es wiederum zum Sammeln. Und noch ein Augenblick der Ruhe ist den Tapferen vergönnt, dann heißt es wieder: Auf zur Verfolgung! Schnaubend und wiehernd setzen die Rosse an und in wilder Kampfbegier stürmen sie vorwärts, einerlei, ob sie einen Reiter auf ihrem Rücken tragen oder ob sie mit leerem Sattel davonstürmen.

Aber mancher Brave kann nicht mehr, er liegt lang ausgestreckt auf der Wahlstatt, das gebrochene Auge gen Himmel gerichtet, oder er liegt jammernd und stöhnend auf der feuchten Erde, aus tiefen Wunden blutend, oder er schleppt sich, kaum noch fähig, sich auf den Beinen zu halten, hinter die Front, ein Plätschen zu suchen, um zu sterben.

Und einen Reiter lockt auch nicht der Ruf der Attacke ins Kampfgewühl — langsam reitet er über die Erde, Schritt für Schritt, zitternd wie Espenlaub, bleich wie der Tod, die Hände am Sattelnopf fest geklammert, die Bügel über den Hals des Pferdes gehängt. Ein großer Blutstrom ergießt sich aus dem Waffengürtel, das Bein und den Leib des Pferdes hinunter und mischt sich mit dem Blute des braven Braunen, das aus einer klaffenden Hiebwunde an der Leude hervorquillt. Deshalb braucht er auch das wackere Tier nicht zu zügeln, denn es kann selber kaum vorwärts.

Ein anderer Reiter kommt daher gesprengt, ein herrlicher Fuchs trägt ihn, dem das feurige Blut prickelnd durch die starken Adern tobt. Er ist nicht umzubringen und trotzdem er den ganzen Tag in Bewegung ist, kann er die quellende Lebensfülle kaum bemessen.

Der Reiter selbst ist weniger gut zu Wege: eine weiße Binde trägt er um den Kopf, den rechten Arm im Verband.

„Bischt es wirt', Sachse?“, fragt er, „Di suech i siel einer Schdud! Hab Di verloren von meiner Seite im Gesecht — aber was ischt — wie geht's Dir denn?“

„Wie Du siehst — ich — ich gann nich mehr,“ preßte der Sachse mühsam hervor.

„Komm — steig ab von Dein'm Ruß.“

„Ich gann nich — so ä franzescher Hallunke hat m'r eenen Schdich in den Unterleib gegeben — und jede Bewägung macht m'r Schmerz.“

„No — schau her, vüll ischt' mit mir aa nimmer, und der rechte Arm ischt entzwei! Aber des kann i do noch, Dir vom Pferd helfen.“

„Will versuchen, ob ich noch die haar Schritt reiten gann — bis an die drei Linden, da liegen noch nicht so viel Dote.“

Am Hügel angekommen, umfaßt er mit der Rechten den Hals des Kameraden, der ihn mit dem linken Arm umschlingt und langsam zu Boden gleiten läßt.

„Danke — hast noch ä Schuß in Deine Pistole?“

„Ja — aber worum?“

„So erbarm Dich iewer mei Pferd — sieh das brave Dier! Jammers Dich nich? Zu helfen ist dem doch nicht mehr.“

„Icht scho' recht — mi jammers a — un i werd's scho kurz machen — a Schuß hinters Ohr — un alles ischt vorbei.“

„Dann führ es so, daß ich hier ihm den Gopf auf den Hals legen gann, so will ich denn schdärben!“

„I, was — sterbe — wer red' denn davon? Lewe sollschte —“

„Red' nich, weest ja alleene, wenn Du mich ansiehst.“

Der Württemberger führte das Pferd an den Hügel, setzte ihm die Mündung der Pistole hinters Ohr und drückte ab. Lautlos brach



das ermattete Tier zusammen und fiel auf die Seite. Der Sachse kroch wimmernd heran, zerdrückte eine Träne im Auge und ließ sich den Kopf auf des Pferdes Hals legen.

„Stich noch net, Kamerad — i hab' Dir no' was zu erzählen. Heut Nachmittag zwei Uhr sind Eure Infanterie und Artillerie zu den Verbündeten 'n Übergang —“

„Wahrhaftig —?“  
„Und brav sinds gewesen — wie die Helden habens gefochten. Hörst du driewe die Feldmusik? An wie die Glocke leute in Leipzig?“

Da richtete sich der Sachse mit der letzten Kraft auf, sein Auge glänzte groß und fieberhaft und die roten Strahlen der untergehenden Sonne trafen sein erdfahles Gesicht.

„Ja — tief er — ich hör's, wir haben gesiegt. Herr Gott, wie dank ich Dir, daß ich hab' dabei sein dürfen un die Weinigen auch — nun sin wir einig Ost un West — un Sied un Nord — oh — nu nach Paris! A — Vittoria — Vittoria — mein Deutschland — mein Deutschland!“

Er richtete sich mit der letzten Kraft auf — hob den Arm, sank schwer zurück und — war nicht mehr.

### Sergeant Himmelmann.

Militärische Humoreske von Arnob. Welden.

Die jungen Krieger waren angetreten, vorläufig ohne Gewehr, denn ein solches konnten sie auch noch nicht gebrauchen. Man hatte ihnen ja eben erst zu Gemüte geführt, daß sie weder gehen, noch stehen konnten, daß sie vielmehr bis jetzt ihr ganzes Leben hindurch gelatscht, gehüpft, getrippelt oder gekänzelt hatten. Oh, das hätte sich denn doch keiner, namentlich keiner derjenigen, deren Gesicht schon stattliche „Schmissen“ aufwiesen, träumen lassen, daß er in manchem akademischen Festzug in Band und Mütze gegangen sei, ohne gehen zu können!

Der „Herr Befreite“ war sehr dienstfertig, er „brachte sich um,“ sah den Anzug nach, rückte hier eine Mütze zurecht und zupfte an den Falten eines Rockes. Die Befreiten der anderen Abteilungen lächelten über ihn, denn er war als Streber bekannt. Man munkelte, er wolle kapitulieren. Heute aber kam er mit seinen Bemühungen nicht zustande, denn schon erschien der Gestrenge, Sergeant Himmelmann, auf der Bildfläche. Er hatte die dem ersten Bataillon zugeteilten Einjährigen unter seiner Fuchtel.

„Stillgestanden, richt Euch!“ brüllte der Befreite, „Augen grade aus! Augen — links!“ Und er geht dem Vorgesetzten entgegen und meldet:

„Ein Unteroffizier, sechzehn Mann zur Stelle.“ Sergeant Himmelmann — sonst auch wohl von seinen Leuten sehr despektierlich „Sergeant Himmelhund“ genannt, nickt gnädig — bei den Einjährigen ist er immer gnädig — bis das Exerzieren angeht — dann wird er ungemütlich!

Sergeant Himmelmann schmettert also ein „Augen grade — aus! Rührt Euch.“

Und er begann die Front abzuschreiten. Der Himmelmänn fand Gnade vor seinen Augen. Es war ein Kiese von Gestalt, Sohn eines Gutsbesizers, der mit dem Hauptmann befreundet war — und ein tüchtiger Soldat war er auch —, ebenso der zweite und das war ein Fahnenjunker und Sohn des Herrn Regimentskommandeurs.

Aber beim dritten ging's los! Der hatte die unglückselige Gewohnheit, immer mit den Fingern an den Knöpfen seines Rockes zu spielen und dabei vernichtete er denn natürlich die mühevoll Arbeit seines Puzkammeraden, indem er die Knöpfe blind machte. Oder er trieb vielleicht die Pflichtvergessenheit sogar soweit, daß er den Knopf öfnete — und das mußte ihm gerade jetzt passieren.

„Maurer!“ fuhr ihn der Sergeant an, „denken Sie denn, Sie sind der Apollo von Bellevue, der im Park am Philosophenwege steht? Glaub'n Sie denn, Sie können sich wieder halbnaakt hier hinstellen zum Skandal für die

gesamte gebildete Menschheit, Herr Doktor Maurer? Sagen Sie mal, was würden Sie denn Ihren Patienten sagen, wenn die sich so mangelhaft angezogen draußen präsentieren würden?“

„Entschuldigen Herr Sergeant, ich bin —“  
„Ach was — ich entschuldige gar nichts — aber Sie sind doch ein Doktor? He?“

„Zawohl, Herr Sergeant, das bin ich, aber nicht Doktor der Medizin, sondern Doktor der Philosophie und Kandidat des höheren Schulamts, und ich habe keine Patienten zu behandeln, sondern Gymnasiasten.“

„Hören Sie, Herr Maurer, wenn Sie Volksreden halten wollen, dann warten Sie gefälligst, bis Sie nicht mehr Soldat sind, und suchen Sie sich einen anderen Ort dazu aus als den Kasernenhof. Hier redet man nur, wenn man gestraft wird, verstanden?“

„Zu Befehl, Herr Sergeant, aber —“

„Halten Sie den Mund, wenn Sie mit mir reden! Und ich bitte mir aus, daß Sie mir bis morgen früh die erste Tugend des Soldaten, die Zuchtlosigkeit, gelernt haben!“

Schon sehr angeärgert ging er zum nächsten. „Sagen Sie mal, Biedendorf, Sie sind ja wohl Kaufmann?“

„Zawohl Herr Sergeant!“

„Na ja — dann können Sie doch auch Ihre Mütze grade setzen! Denken Sie denn, Sie gehen in Zivil die Königsstraße hinunter, den Ziehleiter auf einem Ohr, und beliebängeln die jungen Mädchen, die daher kommen? So machens ja doch die Herren Ladenschwengel, die die Woche über an der Heringstonne und im Syrupsfäß herumhantiert haben. He?“

„Das weiß ich nicht, Herr Sergeant!“

„Nanu? Sie wissen nicht, wie Sie es selber gemacht haben, als Sie noch in Zivil waren?“  
„Herr Sergeant, ich bin kein sogenannter Ladenschwengel, ich bin Buchhalter in einem Engros-Geschäft und immer nur auf dem Bureau beschäftigt gewesen —“

„Ach so — ein Bureauschreiber sind Sie, na, warum sagen Sie das nicht gleich? Da allerdings heißt es in erster Linie Ordnung — alles nach dem Lineal. Bin nämlich auch mal ein Jahr als Befreiter beim Herrn Feldwebel Bureauschreiber gewesen. Da haben Sie natürlich keinen Ziehleiter getragen und auch ihn wohl einmal in der Eile auf ein Ohr gesetzt. Also Mütze grade! Kolarde, Rasenspiße und Kragenöffnung müssen eine grade Linie bilden!“

Es kamen hierauf zwei andere an die Reihe, an denen er nichts anzusehen fand: junge Kerlchen, die vom Gymnasium. Sie hatten durchblicken lassen, sie würden kapitulieren und Zahlmeister werden oder zur Intendantur gehen. Deshalb quälten sie sich redlich und rissen sich zum Ergötzen ihrer Kameraden, mehr als ein Wein aus.

Aber beim siebenten Manne ging es wieder los:

„Kopf hoch, Eisenberg, Rinn an die Binde, Schultern runter! Sagen Sie mal, lieber Freund, Sie müssen doch Ihre Gloggen besser aufreihen. Gestern haben Sie mal wieder einen Steuerkontrollenur gegrüßt. Können Sie denn immer noch keine Uniform unterscheiden?“

Er war kein dienstlicher Gruß, Herr Sergeant, sondern ich kannte den Herrn persönlich!“

„Da müssen Sie früher aufstehen, mein Bester, wenn Sie mir das weiß machen wollen. Ich habe die Geschichte nämlich mit angesehen, ich saß grade am Fenster bei Winkelfeffer. Sie grüßten so stramm es Ihnen möglich war — 's war freilich sehr mäßig, aber der „o“ lächelte und schüttelte den Kopf. H' te o: Sie gekannt, so hätte er Ihnen gedankt. Nein, der Herr trug Schleppefädel und Eporen und da haben Sie ihn für einen Artillerie-Offizier oder Gott weiß was gehalten, weil Sie nicht dunkelgrün von Dunkelblau und nicht goldene Achselstücke von silbernen unterscheiden können.“

„Himmelmänn — Arent!“ rief jetzt der ältere Sergeant, Bloek, ein Zeichen, daß der

Herr Leutnant kam. Man trat an und der Herr Sergeant kam um all' seine schönen väterlichen Ermahnungen, die er sicher den übrigen neun ihm anvertrauten Kriegsknechten noch gehalten hätte.

Beim Exerzieren nun war er fürchterlich und beim langsamen Schritt „schliff“ er die Vermisten fürchterlich. Sie konnten nachher kaum noch gehen, ohne einen empfindlichen Schmerz in den Knien zu verspüren.

Die Folge dieser wenig lebenswürdigen Behandlung war, daß Maurer, Biedendorf und Eisenberg zusammentraten und beim Frühstück beschlossen, den Sergeanten „auf den Weg des Heils“ zu bringen. Am Nachmittag war dann wie gewöhnlich Turnen und Bajonettieren und als auch das überstanden war, pflanzte sich Maurer steif wie ein Bahl vor den Gestrengen hin.

„Na, was ist los, Maurer?“

„Möchten der Herr Sergeant uns einmal heute Abend die Ehre erweisen und bei Goebel im Schützenhause unser Gast sein?“

„Bel Goebel essen Sie wohl Mittag?“ fragte Himmelmann, und in seinen Augen blitzte es auf.

„Zu Befehl, Herr Sergeant!“

„Na schön“ — erwiderte der, „es ist mir eigentlich zu viel Ehre, mit so gebildeten Herren zusammen zu sitzen — aber ich will Sie nicht kränken und werde deshalb ganz bestimmt kommen.“

Am Abend stellte sich Sergeant Himmelmann pünktlich ein, als für zwei und trank für drei: Und die Herren Einjährigen hatten es dem Wirt eingeschärft, er solle alles anschreiben, was gegessen und getrunken würde. Am ersten würden sie dessen Part mitbezahlen.

Punkt dreiviertel neun Uhr empfahlen sich die Herren Einjährigen in der Hoffnung, Sergeant Himmelmann würde sie entweder auffordern, noch ein Stündchen zu bleiben oder aber mit ihnen gehen. Aber nichts von dem geschah — er sagte ihnen freundlichst Adieu und blieb bei dem Wirt sitzen.

Von da ab hatten es die Einjährigen Maurer, Eisenberg und Biedendorf — schlechter als je und weitere Einladungen lehnte er schroff ab.

Am Morgen des 1. November aber hielt Sergeant Himmelmann an die drei folgende Ansprache:

„Na meine Herren, Sie denken wohl, ist der Himmelmann ein Schw... kerl — läßt sich erst von uns freihalten und zwiebelt uns dann, wo er kann! Ja wohl! Wenn Sie heute Mittag mit ihrem Speisewirt abrechnen, dann wird er Ihnen sagen, daß der Himmelmann alles bezahlt hat, was er gegessen und getrunken hat. Denken Sie denn, der Himmelmann läßt sich schmieren? Suchen Sie sich einen Andern — verstanden? Vier Wochen sind Sie noch unter meiner Fuchtel und da sollen Sie die Engel im Himmel pfeifen hören, daß dagegen ein Sturm marsch wie der Gesang eines jungen Mädchens klingt. Einen ganzen Monat habe ich nicht ausgehen können, weil ich meiner Braut das Geld wiedergeben mußte, das ich mir von ihr geliehen hatte, um mit Ihnen ausgehen zu können. Und versuchen Sie's ja nicht wieder, mich einzuladen, sonst melde ich Sie wegen versuchter Bestechung eines Vorgesetzten!“

### Auflösungen aus voriger Nummer.

Ausschnitt-Rätsel: Rheingau, Friedland, Uebermacht, Bodensee, Zechine, Binjel, Mineral, Rummelst, Seidenkleid, Arenal, Veranda, Ehrgeiz, Posthalter, Leichnam, Oessa, Biered, Radteule, Rheinwein, Angeficht, Gaststein, Rechtsbewußtsein, Redewut, Fuchtour.

„Ein edler Mensch in seinem dunklen Drange ist sich des rechten Weges stets bewußt.“

Vorsilbrätsel: Vorschlag, Vorschuß, Vortritt, Vortritt.

Rätsel: Albe — Elbe.  
Füllrätsel: Falke, Atele, Stirn, Arena, Karwe.  
Gleichungserge: 1. freier, freier; 2. meine, meine; 3. Zug (Eisenbahnzug), Zug (Aufzug), Zug (Stadt in der Schweiz) 4. Stecken, stecken; 5. Wilde, Wilde.